

Josef Ackermann hat wenig Muße, sich im Glanz seines Milliardenengewinns zu sonnen. Nicht nur der Untersuchungsausschuss zur Misere der Hypo Real Estate plagt ihn, sondern auch die Spitzelaffäre im eigenen Haus.

PETER KÖHLER
SONJA SHINDE
OLIVER STOCK | FRANKFURT
THOMAS SIGMUND | BERLIN

Nichts deutet darauf hin, dass Josef Ackermann bereits ein Managermarathon hinter sich hat. Der Vorstandschef der Deutschen Bank eilt mit ein paar Sätzen die Treppen hinauf in den Sitzungssaal 4.900 des Paul-Löbe-Hauses. In diesem Teil des Deutschen Bundestages wartet auf ihn schon der Untersuchungsausschuss, der an diesem Dienstag mehr über die Fastpleite der Hypo Real Estate (HRE) wissen will.

Gelassen und ruhig stellt sich der Chef der Deutschen Bank im dunkelblauen Anzug dem Blitzlichtgewitter der Fotografen. Überpünktlich geht es los. Kurz vor 16 Uhr steht Ackermann hinter einem Ausschussstuhl, hält sich an der Lehne fest. Dann entschließt er sich doch zur großen Begrüßungsrunde, schüttelt jedem Ausschussmitglied die Hand, bevor er wieder an seinen Platz zurückkehrt.

Ackermann wirkt ernst, entschlossen, hört aufmerksam der Zeugenbelehrung durch den Ausschussvorsitzenden zu. Es geht um nichts anderes als die Wahrheit. Ackermann, für viele Zuhörer auf den Bänken hier im Sitzungssaal die Personifizierung des Kapitalismus, soll erklären, wieso das System beinahe kollabiert wäre – und warum niemand rechtzeitig eingegriffen hat. Ein heikler Termin.

Aber nicht der heikelste. 8.30 Uhr, 28. Etage der provisorischen Bankzentrale in Frankfurt. Hier schüttelt Ackermann zum ersten Mal an diesem Tag Hände, hier trifft sich heute der Aufsichtsrat des größten deutschen Geldhauses. An der Spitze dieser Runde sitzt Clemens Börsig.

Die beiden grüßen sich kurz. Es ist keine dieser normalen Sitzungen. Formal geht es um das Halbjahresergebnis der Bank und Ackermanns längst beschlossene Vertragsverlängerung. Tatsächlich steht Ackermanns und Börsigs Verhältnis zueinander im Mittelpunkt. Es ist gestört, seit Börsig im Mai erfolglos versucht hat, Ackermann als Vorstand zu beerben. Es geht um eine Datenaffäre, die der erfolgsverwöhnten Bank seit Wochen unangenehme Publicity beschert. Deutschlands Branchenprimus soll Spitzenmanager und unliebsame Aktionäre bespitzelt haben. Zumindest in einem Fall auf Initiative Börsigs.

Der Aufsichtsratschef muss sich erklären. Damals am 1. Juni 2006 traf er sich nach einer turbulenten Hauptversammlung mit Wolfram Schmitt, dem Leiter der Abteilung Investor Relations. Wer denn dieser Bohndorf sei, wollte Börsig wissen und meinte jenen Aktionär, der dem Kreditinstitut seit 2003 das Lebensschwert: Anfechtungsklagen, Gegenanträge, ellenlange Fragelisten.

Börsigs bohrende Fragen lösten eine Lawine aus. Der auf Ibiza lebende Rechtsanwalt Michael Bohndorf wurde im Auftrag der Deutschen Bank nach allen Regeln der Kunst bespitzelt. Trinkt er, spielt er, ist er ein Weiberheld? Warum nervt er ständig? Gibt es Verbindungen zum Medienmogul Leo Kirch, der die Deutsche Bank für sein Scheitern verantwortlich macht?

Beantworten sollte die Fragen ein alter Bekannter der Deutschen Bank: Bernd Bühner. Der hatte zunächst als Chef der Sicherheitsfirma Control Risks für die Deutsche Bank gearbeitet, sich dann selbstständig gemacht und sein Mandat mitgenommen. Nur Tage nach Börsigs Frage saß Bühner in einem abhörsicheren Besprechungsraum der Deutschen Bank. Anwesend diesmal: Mitarbeiter des Bereichs Investor Relations, der Konzernsicherheit und der Rechtsabteilung. Man einigte sich, auf Ibiza an den Anwalt heranzukommen.

Das war leicht, denn Bohndorf inserierte seine Finca nahe St. Gertrudis in Ibizas Bergen damals per Internet als Feriendomizil. Bühner schickte einen Privatdetektiv. Der mietete sich für eine Woche ein. Und

abends habe man sich mit Bohndorf, der bei einem Nachbarn untergekommen sei, auf einen Wein getroffen oder auf mehrere. „Wenn der einen im Tee hatte, hat der so was von geplaudert, dass wir innerhalb kürzester Zeit unsere Infos beisammen hatten“, sagt ein Insider. Nach sechs Wochen stand für Bühner und die Bank fest: Bohndorf ist ein Einzelkämpfer. Die Rechnung für die Aktion ging an die Sicherheitsabteilung.

Deren Chef musste in diesem Juli gehen. Genauso wie Schmitt, der von Börsig instruierte Investor-Relations-Chef. War also doch mehr los auf Ibiza? Michael Bohndorf, braun gebrannt, sonnengebleichte Wuschellocken, zieht ein Foto von Adriana hervor. Jene 23-jährige Brasilianerin, die genau in das Deuteschema des 69-Jährigen passt. „Die war schon lecker“, sagt er. Nur ein bisschen zu neugierig, als sie ihn im Sommer 2006 in einem Café in St. Gertrudis ansprach. Da sei er misstrauisch geworden, sagt Bohndorf, der sich mit der kurvig Schönheitsfrau dennoch handelseinig wurde. Ob die Brünette tatsächlich ein Spitzel war oder nur eine übliche Vertreterin käuflicher Lust, ist offiziell ungeklärt.

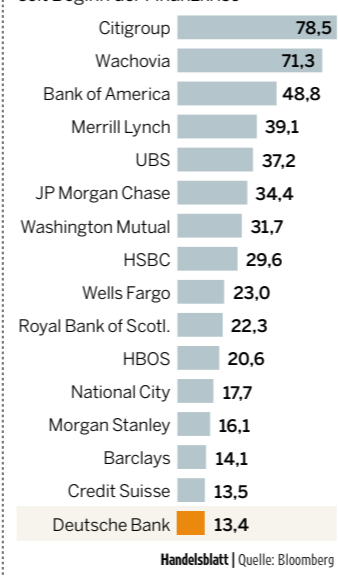
Klar ist, dass ihn zumindest der Privatdetektiv mit zweifelhaften Methoden auspäht und Fotos von Bohndorfs Finca machte. Das steht in einem 180-Seiten-Bericht der Kanzlei Cleary Gottlieb Stehen Ha-

milton, die die Datenaffäre für die Deutsche Bank aufklären soll. Datenschützer, Staatsanwaltschaft und das Bundesamt für Finanzdienstleistungsaufsicht beschäftigen sich inzwischen mit dem, was drei Jahre her ist – und an diesem Dienstag zum Menetekel für Börsigs Zukunft bei der Deutschen Bank geworden ist.

Im Machtkampf spielt Ackermann diese Affäre in die Hände. Denn lange hatte Börsig darauf gedrängt, Ackermann an der Spitze der Deutschen Bank beerben zu können. Alle wissen es, keiner spricht es aus. Stattdessen einigen sich die Herren auf eine dürre Erklärung, die sie gleich nach außen reichen wollen. Laut Bericht der Kanzlei mit dem langen Namen „wurden die zweifelhaften Methoden nicht von Mitgliedern des Aufsichtsrats oder des Vorstands legitimiert“, steht da. Jedes Wort lag vorher auf der Goldwaage. Besonders

Fels in der Brandung

Abschreibungen der Banken in Mrd. € seit Beginn der Finanzkrise



den „legitimiert“ entspricht der Wahrheit, wenn vielleicht auch nicht der ganzen. Initiiert hat Börsig die ungebührliche Aktion immerhin.

Um 11.30 Uhr verlässt Ackermann den nüchtern eingerichteten Sitzungssaal und eilt zum Frankfurter Flughafen, wo die Maschine nach Berlin wartet. Die Deutungshoheit über das, was eben besprochen wurde, überlässt er seinem Stab. „Ich kann mir vorstellen, dass Ackermann und Börsig sich jetzt erst einmal zusammensetzen müssen für die kommenden Wochen“, heißt es hinterher von einem. Die modernen Regeln zur guten Unternehmensführung ließen ja durchaus Platz für einen kritischen Umgang zwischen Vorstand und Aufsichtsrat, bemerkt ein anderer nicht ohne Ironie. Trotzdem werde man sich natürlich auch zukünftig Gedanken machen über einen Nachfolger für Börsig. „Er muss etwas vom Bankgeschäft verstehen,

und er darf kein Konkurrent sein“, sagt ein langjähriger Insider der Bank und befuehrt damit die Diskussion um einen Abgang Börsigs von neuem.

Einige Zimmer entfernt von den schallgedämmten Türen des Tagungsraums hat Finanzchef Stefan Krause vor einer aufwendigen Telefonanlage Platz genommen. Er soll der Welt die Zahlen zum zweiten Quartal präsentieren. Eine Art Bilanz dessen also, was Ackermann und Börsig in ihrem Kerngeschäft geleistet haben. Krause frisst sich in gleichbleibendem Tonfall und englischer Sprache durch eine fast 50-seitige Präsentation. Ein Zahlenreigen prasselt hernieder. Was er sagt, ernüchtert. Die Bank, die sich bisher so gut geschlagen hat (siehe Grafik), hat außerhalb ihres Investment-Bankings ihre Schwierigkeiten. Analysten sind enttäuscht. Der Kurs fällt in den Keller.

Ackermann schwebt zu dieser Zeit bereits am Himmel zwischen Frankfurt und Berlin. Gleich wird er im Untersuchungsausschuss von „systemischen Risiken“ sprechen und davon, dass es um den Finanzplatz schlecht bestellt wäre, wenn niemand die HRE aufgefange hätte. Dass es außerhalb der Finanzmarktcrise auch ganz persönliche Risiken gibt, die einer Bank zu schaffen machen, gehört in Berlin nicht zur Sache. Ackermann beschließt, darüber zu schweigen.



Prominenter Zeuge: In Berlin trat Josef Ackermann gestern als Zeuge vor den Bundestagsuntersuchungsausschuss, um über die Beinahepleite der Hypo Real Estate auszusagen. Auch im eigenen Haus ist die Lage heikel.

Nichts als die Wahrheit

Werften-Retter aus der Wüste

Im schleswig-holsteinischen Rendsburg will ein Scheich aus Abu Dhabi ab sofort Yachten für die Superreichen fertigen

MARTIN MURPHY | RENDSBURG

Durch den feinen Nieselregen senkt sich der Hubschrauber sanft dem Boden entgegen, kurz vor dem Aufsetzen schießt der Abwind von den Rotorblättern das Wasser aus den Pfützen auf die Wartenden. Es ist 13.07 Uhr. Scheich Hamdan bin Zajed al-Nahjan, der sich aus der engen Kabine schält, hat Verspätung.

Lange haben sie ihn erwartet, die 430 Arbeiter der Nobiskrug-Werft. Und doch kommt der Scheich noch gerade rechtzeitig – der Mann, den sie hier als Retter feiern, der Mann, der vor wenigen Wochen die Firma fast komplett übernahm und der Traditions-werft nun wieder eine Zukunft geben soll.

Eigens für den hohen Besuch tragen einige Mitarbeiter frisch gewaschene Arbeitskleidung. Auf dem Rücken der Blaumänner prangt das Emblem der Nobiskrug, ein dem Dreizack von Neptun nachempfundenen Spiß.

Susanne Wiegand, eine schlanke Mitt-dreißigerin in blauem Kostüm, gibt das Empfangskomitee. Auf Stöckelschuhen jagt die Chefin der Werft dem Hubschrauber entgegen, kaum dass die Rotoren zum Stillstand gekommen sind.

Nobiskrug, Scheich Hamdans neueste Er-rungenschaft, das sind zwei Trockendocks und zwei Slipanlagen, verteilt über 173 000 Quadratmetern. Für Deutschland sind die Rendsburger eine mittelgroße Werft, im weltweiten Vergleich ein Zwerg. Aber Nobiskrug ist auf ein lukratives Geschäft fokussiert, den Bau von Mega-Yachten. Pro Meter Schiff werden mindestens eine Million Euro fällig – eher mehr. Und allein in einem

Dock stehen zwei Yachten für die Superreichen mit zusammen 128 Meter Länge vor der Fertigstellung. An drei anderen Booten wird gearbeitet.

Der Einstieg des Scheichs aus der Golfregion ist für die Norddeutschen ein Glücks-griff. Vor kurzem sah die Lage noch düster aus. In der Kasse der kleinen Werft war kein Geld mehr, der russisch kontrollierte Eigentümer Eagle River Capital konnte oder wollte kein Kapital mehr nachschießen. Die Rettungsgespräche mit Banken, Eagle River und dem Voreigner Thyssen-Krupp waren festgefahren. Die Parteien schoben sich bei der Diskussion über Bürgschaften den Schwarzen Peter gegenseitig zu.

Die Pleite der Traditionswerft schien un-ausweichlich. Damit drohte ein weiterer Schiffsbauer im Strudel der Krise in den Abgrund gerissen zu werden.

So wie sechs weitere deutsche Werften, die in den vergangenen Monaten den Weg zum Konkursrichter gehen mussten. Neben den beiden Wadan-Werften waren dies Casens, SMG, SSW und Lindenaus.

Grund dafür sind meist Schwierigkeiten bei der Finanzierung von im Bau befindlichen Schiffen. In der Regel schießen die Werften das Geld vor, die Auftraggeber zahlen erst bei Lieferung. Seitdem sich die Banken mit Krediten zurückhalten, fehlt das Geld für die Finanzierung.

Die Branche steckt in einer tiefen Krise – wieder einmal. Der Niedergang des Industriezweiges sorgt schon seit Jahrzehnten für Unruhe an der Küste. Ganze Regionen drohen, wie jetzt wieder bei den Wadan-Werften, ins wirtschaftliche Aus katapultiert zu werden. Dort sind die Werften und ihre Zu-



Handschlag mit dem Retter: Für ihren neuen Chef vom Golf haben sich die Arbeiter der Nobiskrug-Werft eigens die Blaumänner reinigen lassen.

lieferer oftmals die einzigen größeren Arbeitgeber.

Um ihr Überleben zu sichern, flüchten deutsche Schiffbauer in Nischen. Überlebenschancen bieten etwa der Bau von Spezial- und Kriegsschiffen oder eben von Mega-Yachten wie hier in Rendsburg bei Nobiskrug. Mit ihren hohen Löhnen können die Firmen schließlich nicht mit den asiatischen Werften mithalten, die sich ums Massengeschäft kümmern.

Doch auch das Geschäft mit den luxuriösen Schiffen ist schwieriger geworden. Denn die Zahl der Kunden, die sich einen dieser schwimmenden Paläste mit einer

Länge von über 60 Metern leisten können, ist begrenzt. Oft fallen neben dem Kaufpreis etliche Millionen jährlich für den Unterhalt an.

In den vergangenen Jahren lief das Geschäft glänzend. Zur angestammten Kundenschaft aus Europa, Nordamerika und der Golfregion gesellten sich Käufer aus dem ehemaligen Ostblock. Der russische Oligarch Roman Abramowitsch etwa beauftragte die Hamburger Werft Blohm & Voss mit dem Bau der größten Yacht weltweit, ein 170 Meter langes Boot, das zwischen 250 und 340 Millionen Euro gekostet haben soll. Zuvor hatte er schon ein Schiff bei der zur

Lürssen-Gruppe gehörenden Kröger-Werft bauen lassen.

Mit dem aus Osteuropa befuehrteten Boom ist es vorerst vorbei. „Der Markt ist schwieriger geworden“, räumt Susanne Wiegand ein. Die Krise hat die Branche längst erreicht. Konkurrent Thyssen-Krupp Marine Systems, zu dem Blohm & Voss gehört, bekommt sie schon zu spüren: Dem Vernehmen nach wackelt ein Auftrag für sechs Mega-Yachten, weil bei den kasachischen Kunden das Geld knapp ist. Fehlendes Kapital ist nicht der einzige Grund, warum die Milliardäre auf ihre Statussymbole verzichten. „Manch einer erweitert derzeit lieber sein Firmenimperium“, heißt es in der Branche. Fabriken und Banken seien eben derzeit günstig zu bekommen.

Bei den Yachten der Abramowitsch-Klasse nimmt Deutschland eine Spitzenstellung ein. Von den weltweit zehn größten Milliardärs-Booten stammen acht von deutschen Werften. Erste Adresse ist die Bremer Lürssen-Werft, die außer den Spielzeugen für Superreiche auch Kriegsschiffe baut.

Die Spezialisierung bedeutet nicht immer die Rettung, wie sich an Nobiskrug zeigt. Als vor wenigen Wochen die Pleite drohte, rang Wiegand in einem Verhandlungsmarathon der klammen HSH Nordbank, dem Land Schleswig-Holstein und dem Vorbesitzer Thyssen-Krupp Bürgschaften in dreistelliger Millionenhöhe ab. Über eine Kapitalerhöhung schoss Abu Dhabi Mar, eine Firma von Scheich Hamdan, 25 Millionen Euro zu und übernahm damit 90 Prozent des Unternehmens.

„Frau Wiegand hat wie eine Löwin gekämpft“, raunt ein Mitarbeiter beim Rund-

gang des Scheichs. Ohne sie gäbe es das Unternehmen wohl nicht mehr. Trotz ihrer jungen Jahre ist Wiegand eine erfahrene Managerin. In den vergangenen 15 Jahren arbeitete sie sich über verschiedene Unternehmensberatungen an die Spitze der Strategieabteilung von Thyssen-Krupp Marine Systems (TKMS), dem Werftenarm des Industriekonzerns. Von dort wurde sie im April 2007 zu Nobiskrug beordert.

Dort erlebte sie ein Jahr später den Verkauf an Eagle River Capital, hinter der der russische Oligarch Roman Trotsenko steht. Das Wechselspiel tat der Firma nicht gut. „Ich weiß gar nicht mehr, wie oft wir verkauft wurden“, sagt ein älterer Werftarbeiter. Vor TKMS war Nobiskrug schon durch andere Hände gegangen. „Hoffentlich kehrt jetzt mit den Scheichs Ruhe ein.“

Und nicht nur das: Die Beschäftigten hoffen auf neue Aufträge. Der derzeitige Bestand, so heißt es bei der Werft, ist bis Anfang 2011 abgearbeitet.

Bei seinem Einstandsbesuch hat der Scheich vom Golf zunächst aber nur Versprechen mitgebracht – etwa das auf Synergien. Dem neuen Eigentümer der Nobiskrug-Werft gehört der arabische Konzern Abu Dhabi Mar – und dem wiederum gehören bereits zwei weitere Werften.

Möglicherweise kommen noch welche hinzu: Man sei offen für Zukäufe, heißt es auf arabischer Seite.

So schnell wie Scheich Hamdan gekommen ist, so schnell ist er auch wieder weg. Zum Abschied versichert er Betriebsratschef Rolf Ullmann noch, dass er bald für mehr Arbeiter zuständig sein werde. „Und alle sind in Abu Dhabi willkommen.“